

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Bobeltsh.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Sie werden uns nicht verraten, Durchsicht,“ sagte sie, „wir bilden ein Korps, Fräulein von Wallroden ist erste Chargierte, Prinzess Berleberg hatte eine Flasche Portwein gekauft, da haben wir einen Salamander auf gute Freundschaft gerieben...“

„Daß du den Mund hältst, Jost,“ sprach Annemarie, „es ist eine geheime Verbindung, aber hält auf Ehre und Bucht, es sibt Schmeiß darin...“

Die Komtes Berluhn, eine niedliche Bräutete mit frischem Schelmengesicht, hatte sich an Belten gewandt: „Mein Herr, es tut uns leid, daß Sie Mitwisser unserer Mysterien geworden sind. Doch haben Sie nichts zu fürchten, nur müssen wir selber uns schützen. Kommilitontinnen, ich proponiere: wir machen diese beiden Herren zu Ehrenmitgliedern unseres Korps und nehmen sie unter Eid, dann sind sie unßßlich mit uns verbunden und dürfen nicht plaudern.“

Allseitiger stürmischer Zuruf erfolgte. „Ich frage Sie, Prinz Gotternegg,“ sagte die Prinzessin Berleberg, „nehmen Sie unsere Wahl an?“

Jost verneigte sich. „Es wird mir eine besondere Ehre sein, Prinzess, einer so ruhmreichen Verbindung, wenn auch nur sozusagen als auswärtiges Mitglied angehören zu dürfen.“

„Ich schließe mich dem Herrn Vorredner an,“ sagte Belten in tiefstem Ernste hinzu.

„Wohlan,“ rief Fräulein von Wallroden lebhaft, „so beginne der Akt! Hede, riegle die Tür ab! Stühle herbei, Annemarie! Schrifstvari, die Urkunde und die Insignien. Aufstellung nehmen!“

Jost und Belten wurden erfucht, auf zwei Stühlen nebeneinander Platz zu nehmen. Sie taten dies mit Grandezza. Die Mädchen umgaben sie in Kreisform, die Hände über der Brust gekreuzt, Weihe im Antlitz. Hierauf las die Prinzessin Berleberg die Stiftungsurkunde des Korps Berlinia-Elisabethina vor. Als der Name ausgesprochen wurde, flüsterte die kleine Berluhn: „Sie müssen aufstehen!“ — Jost und Belten schnellten empor. „Wieder setzen!“ rief die Berluhn. Jost und Belten ließen sich nieder. Aber sobald der wahrsinnige Name Berlinia-Elisabethina genannt wurde, erscholl das Stichwort „aufstehen!“ Die beiden Herren fuhren rhythmisch auf und nieder. „Eine gesunde Bewegung,“ murmelte Belten. „J, du Donnerwetter,“ murmelte Jost. Schließlich kam der furchtbare Schwur. Die Novizen mußten sich verpflichten, niemals das Geheimnis des großen Bundes zu verraten, treue Freundschaft zu üben, „bis über das Grab hinaus“ und noch einiges ebenso Wichtiges. Dann hieß es:

„Diesen Eid besiegeln wir durch...“ da aber stockte die Vorleserin einen Augenblick und schloß endgültig: „durch feierlichen Handschlag.“

Jost empfand, daß hier irgend etwas nicht in der Ordnung sei. „Ich bitte um Entschuldigung,“ sagte er, aufstehend, „ist der Handschlag alles?“

„Er genügt,“ erwiderte die Berleberg, und die Kommilitontinnen erwörteten jäh...“

„Mir genügt er nicht,“ sagte Belten, und erhob sich gleichfalls, „ich habe das Gefühl, als verlange der bindende Eid eine stärkere Form und als sei solche auch vorgeschrieben, ich bitte um Einsichtnahme in das Dokument...“

„Es ist dies nicht angängig,“ entgegnete Fräulein von Tempel sehr verlegen, aber die kleine Komtes Berluhn erklärte, den Schalk im Auge, das sei zu verlangen.

„Ja,“ rief Belten, „so besteho ich also auf meinem Schein!“ —

„Ich auch,“ sagte Jost voll Energie, „ich muß es, ich will, daß der Vorschrift vollkommen genügt wird, ich will nicht gegen die andern zurückstehen, ich kann fordern, daß sich meine Aufnahme in das Korps unter den üblichen Normen vollzieht; wir wollen nicht nur geduldet sein, wir stellen uns auf den Boden des Gesetzes.“

Die Häupter neigten sich, man trat zueinander, die Stirnen zeigten dränende Falten, man beriet. „Was tun?“ flüsterte die Wallroden, „wir können doch nicht — es geht nicht — ich schäm' mich zu Tode...“ — „Sie wissen alles,“ wisperte Tini Erdmann, „sie ahnen es, wir hätten diese harten Männer gar nicht hinzuziehen dürfen...“ — „Es ist Annemaries Schuld,“ erklärte die Berleberg, „sie war zu voreilig...“ — „Annemarie, nun löfle die Suppe aus, die du uns eingebracht hast,“ rief die Berluhn leise: „die Männer sind in ihrem Recht, nun hilf!...“ Da richtete Annemarie sich stolz empor. „Es sei,“ sagte sie, „ich werde ein Opfer bringen; der eine ist mein Bruder, bei dem andern mach' ich die Augen zu, es wird mich nicht töten. Also hört...“ Wiederum neigten sich die Häupter, das Blondhaar, Schwarzhaar und Braunhaar ob den Stirnen erzitterte, es wurde gezischt und geflüstert, es war ein heimlicher Rat und ein schwerer. Endlich wandte sich die erste Chargierte zurück zu die beiden Novizen und gab zur Kenntnis: „Die Form schreibt vor“ — sie stockte — „schreibt vor, es folge dem Treueid“ — sie stockte von neuem — „ihm folge der Treueid. Die Statuten berechtigen in jedem Falle zur Stimmenübertragung. Der Vorstand hat beschlossen, auch bei der Aufnahme der beiden Ehrenkommilitonen davon Gebrauch zu machen; die Ausübung der Funktion wurde der Prinzess Annemarie zugesprochen.“

„Ich protestiere,“ rief Jost; „ein Proturakuß hat nichts Bindendes für mich...“

„Sei still,“ sagte Annemarie, „es bleibt bei dem Beschlusse, es ist nicht daran zu rütteln...“

Belten sah die Prinzessin an, verbeugte sich und sprach: „Was hohe Wichtigkeit im Rate der sechs für genügend er-

achtet, das soll auch uns heilig sein. So erkläre ich denn und gebe kund: ich füge mich willig und dienstbar. . .“ Man nickte, diesen Ausspruch hielt man für gefällig und schön. Nun rückte Annemarie zu der Handlung. Es ging rasch bei Jost; es sei doch nicht das Rechte, sagte dieser, es sei eine Umgehung der Vorschrift und eigentlich eine Nichtachtung. Belten stand da und wartete; ringsum standen die Korpsmädchen von der Berlinia-Elisabethina und waren sehr neugierig. Annemarie sagte: „So binde ich dich durch diesen. . .“ dann brach sie ab, wurde purpurrot und rief: „Nein, so geht es nicht, man muß ihm ein Tuch um die Augen legen!“ — Die Szene spitzte sich dramatisch zu, der Konflikt schärzte sich; aber da löste eine Großtat Belten's die Spannung. Er nahm Annemarie's Hand, beugte mit Grazie das Knie und sagte: „Prinzessin, so binde ich mich durch den Fuß der Treue,“ und küßte ihr die Hand.

Man fand das fein und ritterlich; die blonden, schwarzen und kastanienbraunen Häupter neigten sich zustimmend. „Abgemacht!“ rief Annemarie, froh aufatmend, „nun gehört ihr zu uns, das Geheimnis ist gewahrt. Jost, um wieviel Uhr fahren wir? . . .“ Die Damen schwirren durcheinander, die Tür wurde wieder entriegelt, Komtes Erdmann und Fräulein von Wallroben empfahlen sich, auch die übrigen stürzten eilends an ihre Koffer. Neben dem gemeinschaftlichen Wohnzimmer der vier jungen Damen lagen rechts und links zwei Schlafräume; Annemarie schloß mit Hebe Verklum zusammen, die half ihr beim Baden. So war die kleine Prinzessin schnell reisefertig; es gab noch ein paar Duzend Küsse und Umarmungen, und dann ging es hinaus in die Freiheit.

Erst in der elften Abendstunde brauchte man auf dem Bahnhofe zu sein, man hatte also noch einige fröhliche Dummelstunden vor sich. Belten und Jost hatten sich mit Otto zum Mittagessen im Monopolhotel verabredet; das war eine sibile Sitzung. Annemarie kam sich ganz studentisch vor, sie war von jubelnder Ausgelassenheit und zeigte gewaltigen Appetit. Und was gab es nicht alles zu erzählen! Rasch verrannen die Stunden; man fuhr nach dem Bahnhof, man fuhr die Nacht hindurch im klappernden Zuge, und am frühen Morgen konnte das schlaftraumene Auge die schneebedeckte Heimat grüßen. —

O selige Ferienzeit! Es war gar zu herrlich. Zuerst hieß es ausschlafen. Man schlief weit in den Tag hinein. Die Freunde vom Schloß und aus der Burgmühle kamen und mühten in der Halle auf die Schlafmägen warten: Graf Artern, das Ehepaar Beyfuß und Grete; Grete frisch, rund und rosig, mit den Füßen stampfend vor Ungebuld, stöhnend und schimpfend. „Bei den Herrnhutern,“ sagte Graf Artern, „soll man, so hör' ich, Mäßigung lernen und seine Beherrschung. Sehe ich Sie aber, Fräulein Neschle, so dringt bei mir die Ueberzeugung durch, daß nach dieser Richtung hin die Erziehung eine verkehrte war.“

„Sehe ich Sie, Herr Graf,“ antwortete Grete, „so bringt das meinen Bildungsengang ins Stocken und die ganze Verfeinerung ist futsch. Fürstlicher Hofchef und einen Belzrock, gegen den man die Lodenjoye des Herzogs von Emserkirch als nouveauauté de Paris bezeichnen muß. Von den Wasserstiefeln gar nicht zu sprechen. . .“ Artern lachte gutmütig.

„Ich komme von der Jagd, ich bin auch rustikal geworden. Aber Ihnen zu Ehren will ich wieder städtischer werden, der elegante Mann soll zum Durchbruch kommen. Immerhin freue ich mich, daß das Sektiereweßen in Neuhaus Ihnen noch nicht Ihre originelle Fratzbürstigkeit geraubt hat.“

Nun stürmte es die Treppe herab, es war ein großes Hallo. Das hielt tagelang an. Es waren frohe Ferien. Zwischen dem alten Hause, dem Schlosse und der Burgmühle war ein breiter Weg durch den Schnee geschippt. Man lief herüber und hinüber. Das Weihnachtsfest feierte man gemeinsam. Auch der Burgmüller war dabei, alt geworden und einen müden Zug um den Mund, vereinsamt und still, dabei von stürmischer Zärtlichkeit für seine Grete. Er besuchte sie in Käse, er hatte wachlos eingekauft, übertriebene Kosbarkeiten, ungebührlichen Schmutz für ein kaum erwachsenes Mädchen; er versprach ihr ein Reitpferd und einen kleinen Selbstfahrer, eine neue Zimmereinrichtung und einen Lawn-Tennisplatz; er war wie verwandelt seit dem Tode der Frau. Aber Artern war in seiner sorglosen Fröhlichkeit der alte geblieben. Er klagte nicht über die Einsamkeit. „Mit meiner Würde als Hofchef ist's freilich nicht weit her,“ sagte er ge-

legentlich zu Belten; „dafür hat man mir die Oberaufsicht über die Verwaltung aufgepackt. Also mehr Herrschaftsbirektor als Hofchef. Aber es macht mir Spaß. Was ich nie für möglich gehalten hätte: ich habe rechnen gelernt, Kappstein ist ein Waisenknabe gegen mich. Doch wer am besten rechnet, das ist die Fürstin. Ja, sie, Belten, die Lady von Sträben, sie ist auch der Geist über den Wassern. Es gibt ein Sekretär in Berlin, der tippt die Korrespondenz mit Gotternegg und zeichnet immer im Auftrage des Fürsten. Aber ich glaube, nicht er diktiert und gibt Direktiven, sondern sie. Ich glaube, daß diese Frau von ungewöhnlicher geschäftlicher Tüchtigkeit ist. Ich glaube auch sonst noch allerlei. Mit der Hoffnung auf Glanz und Reiz und üppigste Prachtentwicklung ist es anscheinend nichts; doch Gotternegg wird sich entwickeln: wir wollen uns einmal wieder sprechen. . .“

Das stand fest: Es war frisches Leben in die Verwaltung der Herrschaft gekommen. Riesenstahl und Kappstein hatten sich vertragen. Kappstein war noch immer der Rechenknecht, aber er brauchte nicht mehr zu sitzen. Was nötig und zweckmäßig war, das wurde bewilligt. Es wurden neue Leutenhäuser gebaut, neue Ackerpferde und Zugochsen angeschafft, der Maschinenpark wurde vervollständigt, was schlecht war, zum alten Eisen geworfen, man kaufte nur noch das Beste, man feilschte nicht. Der budlige kleine Jsaaksohn, der Allerweltsagent rieb sich vergnügt die Hände; er verdiente ein schönes Stück Geld. Er war der Leibjude des Hofchefs geworden, den er immer nur Erzelsenz nannte; Artern hielt etwas auf ihn; Jsaaksohn besuchte für ihn die Pferdeauttionen und die Gehöfte, er kaufte junge Bauerngäule auf, die ließ der Graf zureiten und einfahren und verhandelte sie weiter. Jsaaksohn vergötterte Artern; „Gott,“ sagte er, „das ist ein Mann, ein Kavaliere, ein Edelmann, er handelt, aber er läßt unsereins auch was verdienen, er läßt sich nicht beschummeln von Blumenfeld, er hat den Bernstein vor die Tür gesetzt, er protegiert Jsaaksohn; ich weiß einen Fedel, gute Kasse, den kriege ich billig, den will ich ihm schenken; vielleicht kriege ich ihn umsonst, der Lehnschulze in Dombach möchte ihn los sein. . .“

Graf Artern langweilte sich nicht mehr. Anfänglich hatte ihn dann und wann die Sehnsucht nach der Großstadt gepackt, nach einem fröhlichen Dummel und einer ausgelassenen Nacht; anfänglich hatte er sich auch zuweilen gefragt: Sapperlot, was soll ich hier als Hofchef, wo alles Höfische fehlt? Ist es ein Ruheposten und mein fürstliches Gehalt nichts als eine austömmliche Pension? — Aber er sah bald ein: ein Ruheposten war es nicht, und mit der Arbeit kam auch das wachsende Interesse. Da war der Marstall in Ordnung zu bringen und das Gestüt zu reorganisieren, beides von auf; es bedurfte umfassender Vorbereitungen und tüchtiger Kenntnis. Die Jagd lag darnieder, die Jasanerie sollte wieder eingerichtet, ein Kreuzungssystem mit ausländischem Blute versucht werden. Auch um die Landwirtschaft hatte sich Artern zu kümmern; neben der neu gegründeten Fabrik für Steingut und Tonwaren wurden andere industrielle Anlagen geplant, unweit der Braunkohlengruben beim Vorwerk Himmelsleiter sollte eine Breitstiftfabrik angelegt werden. Alle Anweisungen, Rechnungen, Quittungen, Aufstellungen, Kalkulationen, eine Flut von Papieren, gingen zunächst durch Artern's Hand. Da war Beyfuß in seinem Element; er war wirklich Artern's rechte Hand, er war unverwundlich. Manchmal schimpfte Kappstein: „rechne Beyfuß mir vor,“ meinte er, „so brauch' ich nicht nachzurechnen; ich bin eigentlich überflüssig. . .“ Gotternegg war auch die Schule für die Dienerschaft; hier wurden die Neulinge angelehrt, der Koch probiert, die Weitmächte in Dressur genommen; hier vollendete der grüne Mag seine Ausbildung und wurde ein brauchbares Mitglied im Domestikenstaat. (Fortsetzung folgt.)

Friedrich Gerstäder.

Zu seinem 100. Geburtstag, 10. Mai.

Friedrich Gerstäder hat seine Stellung als einer der Meister des deutschen Romanens bis heute behaupten können. Freilich steht er an Kühnheit und Originalität Charles Scalsfield nach, aber seine Schöpfungen gewinnen und fesseln durch eine gesunde Natürlichkeit, und wenn nicht alle zwanzigvierzig Bände, die die Gesamtausgabe seiner Werke bilden, gleich wertvoll und befriedigend sind, so verspürt doch auch der heutige Leser in seinen besten Romanen noch etwas von jenem Zauber, der Gerstäder einst so rasch zum Siege verholfen hat. Leben und Werk dieses merkwürdigen Mannes sind zu unlöslicher Einheit verschmolzen, zeigen keine

das gleiche, hantbewegte, ja abentenerliche Bild. Von seiner frühesten Jugend an, wo er seinen Vater, der ein berühmter Tenorist war, auf seinen Kunstreisen begleitete, bis in die letzten Jahre seines Lebens hat Friedrich Gedächter nur für kurze Ruhepausen den Wanderstab aus der Hand gelegt. Mit Jagdflasche und Büchse durchstreifte er als Einundzwanzigjähriger ganz Nordamerika und verlor auch nicht den Lebensmut, als bittere Not ihn zwang, sich bald als Koch, bald als Metzger, bald als Schmied, ja sogar als Mediziner bei den Nothdürftigen sein Brod zu verdienen. In behaglicherer Weise lernte er später Australien, Negbden, Abyssinien die westindische Inselwelt kennen; auch wurde er vor allem in Südamerika heimisch. Alles, was Gedächter auf seinen Reisen mit seinem wissenschaftlichen Auge geschaut hatte, das gab seine Feder in fähigen, reich hingeworfenen, farbenprächtigen Bildern wieder. Bereits seine erste größere Reisebeschreibung, die „Streif- und Jagdsüge in den Vereinigten Staaten Nordamerikas“, machte ihn mit einem Schlage zu einem bekannten Schriftsteller. Seine fast zugreifende Art, sein heisses Temperament ließen ihn in jener literarisch und politisch gleich oben Zeit besonders willkommen erscheinen. Aber mehr noch als seine Reisebeschreibungen wirkten seine Romane, die den Leser in wunderbarsten Fluge durch alle Länder und Meere führten. Ob er im „Busch“ den verbeleblichen Kaulsch schildert, der sich Australiens nach den ersten Goldfunden bemächtigte, oder mit graufiger Realistik einen Toesssturz von jäher Felswand in den Mauern Bergen erzählt, ob er im „Rad des Piraten“ das Paradies Chiles vor die Seele des Lesers zaubert oder in seinen Meisterromanen, den „Regulatoren in Arkanas“ und den „Flukpiraten des Mississippi“, lebenswarme Bilder aus den Vereinigten Staaten zeichnet: immer weiß seine schnell gefaltende Phantasie in den fremdartig reizvollen Rahmen eine spannende Handlung zu fügen, die bis zur letzten Seite die Aufmerksamkeit fesselt. Was er von einem seiner Helden sagt, das paßt auch auf ihn: „Mit allen Ländern der Welt war er bekannt, von den am entferntest liegenden Theilen der Erde sprach er so, daß man stets denken mußte, er rede von seiner Heimat. Freilich, wenn er das ihm besonders liegende Feld des Reiseromans verließ, wie in dem Sittaromane „Eisenstein“, so zeigte er eine wenig glückliche Hand. Als Journalist hatte er sich vor allem die Aufgabe gestellt, den deutschen Auswanderern in ihrem Glend, das er vielfach persönlich vor Augen gehabt hatte, zu helfen, und in warmherziger Bereitschaft suchte er dahin zu wirken, daß Deutschland auch dann noch seine Kinder nachtholl wolle, wenn sie die Heimat verlassen hatten. Als Mensch war Gedächter dieselbe unwüthige, vollblütige Verdunstbarkeit wie als Schriftsteller. Trotz seines Hütnisses war er bescheiden und harmlos wie ein Kind, und derselbe sonnige Humor, den er seinem prächtigen Kapitän Beder im „Busch“ lieh, machte auch ihn zu einem liebenswerten Gesellschafter. So herrschte allgemeine Trauer, als am 31. Mar 1872 eine plötzliche Erkrankung dem Leben des so rüstig schreibenden Mannes ein jähes Ende setzte. „Als Mensch war Gedächter redlich und treu, als Mann eifrig dem Rechte und dem Fortschritt zugetan, ein Weltbürger im guten, schönen Sinne des Wortes und ein eheliches, treues Herz gegen alle, die seine Teilnahme und seine Liebe gewonnen hatten“: mit diesen Worten hat Friedrich Nagel damals den Dahingegangenen trefflich gekennzeichnet.

Der Drückerger.

Jean Baptiste Voriot aus dem Dorfe Boulignon in der Bretagne hatte den Krieg überdrüssig. Er sah nicht ein, warum er noch ein weiteres Jahr im Schützengraben liegen sollte und sich die Angeln der Boches um die Nase pfeifen lassen; wie leicht konnte einer so ungeschickt sein und ihn treffen, wie den Pierre Hoboubd aus dem Nachbardorfe. Dann war es aus mit ihm und mit seiner Sardinienfischerei und er würde auch seine brave Celestine nicht wiedersehen. Darum beschloß Jean Baptiste, sich zu brüden. In allen Zeitungen stand täglich zu lesen, wie die feinen Herrichen in Paris es verstanden, hinter der Front zu bleiben und als Embusqués einen guten Tag zu leben, warum sollte er, zwar mit weniger Geld begnadet — und um das wäre es ihm viel zu schade gewesen — aber doch sicher ebenso schlau wie solcher Pariser Fuderbengel, nicht auch seine Haut aus der Affäre ziehen können?

Schon den gleichen Abend nach dieser sehr ernsthaften Erwägung meldete sich der Sergeant Jean Baptiste Voriot krank. — Zwar piff ihn der Sergeant-Major tüchtig an und redete von Blague und Drückergeret, aber weil er das ja gerade wollte, so tat Jean Baptiste umso gekränkter. Er bewies dem Vorgesetzten durch den Augenschein, daß er nicht einen Fuß vor den andern setzen könne und so wurde er schließlich auf der ersten Fahrgelegenheit nach hinten befördert. Im Feldlazarett piff ihn der Medicin-Major seinerseits an, was ihn nicht weniger kalt ließ, aber auch hier verriet er alle Zeichen eines heftigen Rheumatismus. Dafür interessierte sich der Arzt nicht und schickte ihn weiter. So kam er ins Reservelazarett im alten Kloster bei Boulogne. Da befielen sie ihn. Erst lag er in einer der eifigen Betten des Erdgeschosses, wo der Wind geradezu aus dem beschriebenen Gärten hineinsegelte, das sah schon lange vertriebenen frommen Drückerger ein zu bestellen hatten. Aber da konnte sein Rheumatismus nie ausheilen, das sah sogar der aufsichtführende Arzt ein, dem Jean Baptiste dies mit der aufrichtigen Angst, den an die Wand gemalten Teufel

tatsächlich zu bekommen und mit der brusttönenden Versicherung, daß er eifens wieder an die Front wolle, auseinandersetzte.

So kam Jean Baptiste in ein gutgeheiztes, wohliges Zimmer mit holzverleibeten Wänden, das einst dem Prior gehörte und jetzt für Offiziere bestimmt war, die zufällig in dies Lazarett nicht gebracht wurden.

Dier fühlte sich der Sergeant sauwohl. Unten hatte er noch mandmal an die leuchte Sohle des Schützengrabens gedacht und, wenn die hallenden Gänge ein Holzpantoffel entlangklapperte, sich des Gedächters aus Maschinengewehren erinnert. Hier oben vergaß er allmählich, daß Krieg war, er dachte angefrengt an Celestine, seine Geliebte und an die Sardine, der er zur andern Hälfte sein weltliches Wohlbehagen verdankte. Nur, wenn der Arzt seinen täglichen Besuch machte, wurde Jean Baptiste wieder ganz Soldat. Dann biß er die Zähne zusammen, erklärte unter Klüchen die ganze Kunst der Mediziner für Camelote, daß sie ihn nicht heilen und dem Vaterlande seinen bravsten Sergeanten wiedergeben könne und stieß bei der Untersuchung und ihn zugemuteten Gehproben ware Indianergeheule aus, die zu verändern und eindringlich zu machen er sich jeden Tag neu bemühte.

Zwar waren die Aerzte längst überzeugt, daß es sich um einen Simulanten handelte, aber den Nachweis konnten sie eben so wenig führen wie ihn heilen.

Wäre nicht der Zufall zu ihrer Hilfe gekommen.

Ein neuerlicher vergeblicher Angriff auf die eisernen Wälle der Boches lieferte so zahlreiche Opfer aus Messer der Aerzte, daß auch das Kloster bei Boulogne voll belegt werden mußte, und da sich unter den Verwundeten auch einige Offiziere befanden, wurde das Zimmer des Priors beansprucht. Weil man aber den schweren Rheumatiker nicht anderweit unterbringen konnte, so blieb er an seinem Stammplatze. Sein Stolz, mit Offizieren das Zimmer teilen zu dürfen, war weniger groß, als sein Glüd, nun auch die Offizierkost zu erhalten, da man ihm nicht besonders die geringere Mannschafskost hinaufbringen wollte. Die war gerade nicht überwältigend gewesen und hatte genügt, ihn zu ernähren, nicht aber fett zu machen. Weil sie ihm nicht schmeckte, hatte er maßvoll gelebt und infolge dessen von seinem unnütigen Leben keine Besäuerden empfunden. Das änderte sich jetzt. Er aß nicht nur seine nunmehr größere Portion, sondern verfluchte auch noch, was die Herren Offiziere von den wolfschmedenden Speisen nicht verzehrten.

So dauerte es nicht lange, bis sich bei ihm die Folgen der üppigen Lebensweise einstellten. Eine tüchtig Darmverstopfung erschröckte ihn heftig. Er, der nie krank gewesen, war auf einmal in seinen wesentlichen Lebensäußerungen gestört. Die Mengen an Nahrungsmitteln, die er nicht zu verarbeiten vermochte, verdrückten ihm das Blut, und ein hartes Fieber ergriff ihn. Die Aerzte erkannten mit Schamuzeln den wahren Grund seines Leidens und machten düstere Mienen. Ein paar Tage ließen sie ihn zappeln; dann erhielt er jenes in Frankreich wohlbekannte Mittel, gegen das die höllischen Patwergen des Doktor Faust senior Nektar und Ambrosia waren, mit einem gutgemeinten Weinglaß Deseo von der Staupe des Abjamins und genas.

Aber mit dem wahren Uebel wich auch das geheuchelte. Nach drei Tagen war Jean Baptiste wieder im Schützengraben als Held, er stärkte am Hartmannsweilerlof mit, wurde gefangen und beidete mir in einer stillen Stunde seine Sünden, als die Ruhe des Gefangenenzagers ihn von neuem mit Weischnmerzen und seiner Gegenmitteln bedrohten. . . .

J. v. B.

Vermischtes.

* Richards II. Kinnbacken. Der Kinnbacken des englischen Königs Richard II. (der in der Westminster-Abtei begraben ist) war einmal in Gefahr, durch die Hand eines Knaben verloren zu gehen. Hierüber berichtet das „Church Family Newspaper“ die folgende, bislang wohl unbekannte Geschichte: Vor 19 Jahren grub ein Schüler der Westminster-Schule, die unmittelbar neben der Abtei liegt, unter der Sandsteinmauer hindurch. In der Döhlung fühlte er ein Skelett, und es gelang ihm, einen Knochen davon zu entfernen, der sich als menschlicher Unterkiefer herausstellte. Er nahm ihn nach Hause, und sein Vater kam zu der Ueberzeugung, daß sein Sohn das Grab Richards II. berault hätte. Der Knochen wurde in der Familie aufbewahrt und galt als Kinnbacken Richards II. In den letzten Regierungsjahren des Königs Eduard handte der damalige Besitzer ihn an den König mit einem erklärenden Begleitbriese. Nach vielen Formalitäten schritt man zur Öffnung des Königsgrabes, und tatsächlich stellte sich heraus, daß der Unterkiefer Richards II. fehlte. Daraufhin wurde der Unterkiefer zu den übrigen Gebeinen gelegt und außerdem verschloß man eine Pergamenturkunde mit den Ueberresten des Königs, in der der Sachverhalt beschrieben ist.

* Die Vierzig im türkischen Märchen. Die Zahl 40 spielt im Märchen der Türken eine auffallend große Rolle. Vierzig Tage werden als Frist zur Lösung schwieriger Aufgaben gewährt. Vierzig Zimmer befinden sich in den Zauberpalästen, und ihrer vierzig erscheinen häufig die Feen sowohl als die Räuber und die unheimlichen teuflischen Gestalten der menschenfressenden „Dens“. Ja, wir hören sogar von vierzig Feinen, die von einem Vater und einer Mutter abstammen, und die auch nur vierzig Schwestern heiraten sollen und wollen, die gleichfalls vom selben

Vater und derselben Mutter das Leben geschenkt erhielten. Als die Brüder nur 39 solcher Schwestern entdecken können, verzichten sie auf die Heirat, wandern hinaus in die weite Welt und forschen von neuem nach. Dem Jüngsten gelingt es auch, auf dem Grunde eines Rauberbrunnens die vierzig allein aufstehenden Säulen zu finden. Auch die Hochzeiten, die das glückliche Ende von allerlei Abenteuern bilden, werden im türkischen Märchen vierzig Tage und Nächte lang gefeiert. Und ebenso spielt diese Zahl eine Rolle bei dem Strafgericht, das männliche wie weibliche Missetäter zuletzt ereilt. Ihnen bietet dann gewöhnlich der Bedischah ein „Geschenk“ an, indem er sie fragt: „Was wollt ihr lieber haben, vierzig Messer oder vierzig Maultiere?“ — „Die Messer,“ so lautet die Antwort, „gönne ich meinem Feinde, dessen Brust sie durchbohren mögen! Die Maultiere möchte ich haben.“ Daraufhin werden die Betreffenden an den Schweif von vierzig Maultieren gebunden, von diesen herumgezerrt und zerrissen. In gleicher Weise wird auch die Wahl zwischen vierzig Säbden und vierzig Maultieren oder zwischen vierzig Säbden und vierzig Rossen freigestellt!

Ist die Seife zum Rasieren notwendig? In Anbetracht des zunehmenden Seifenmangels ist eine Betrachtung, die der englische Wissenschaftler N. Stephens in der „Nature“ über die Frage, ob das Einseifen eine unerlässliche Vorbedingung des Rasierens sei, veröffentlicht, von aktuellem Interesse. Das Einseifen ist bei allen Barbieren in Europa zu einer selbstverständlichen Gewohnheit geworden, und man ist geneigt, anzunehmen, daß das Rasieren ohne Seife überhaupt nicht möglich sei. Dieser Ansicht tritt nun Stephens energisch entgegen. Er erinnert daran, daß nach der bis auf unsere Tage erhaltenen Berichten die klassischen Römer und Griechen sich rasierten, trotzdem sie keinerlei Seife herstellten. Auch in Japan und China rasiert man heute noch den Bart ohne Seifenschaum. Warum sollte also uns unmöglich sein, was den alten Griechen und Römern gelang, den modernen Japanern und Chinesen möglich ist? Stephens ist der Ansicht, daß das Einseifen nur dazu diene, die Wassertropfen durch die Feuchtigkeit geschmeidig zu machen und so den Strich des Rasiermessers über der Haut zu erleichtern. Um dies zu erreichen, würde es aber vollkommen genügen, gewöhnliches Wasser ohne Seife zu verwenden, wie dies ja schon lange im Orient der Fall ist. Es käme also nur auf den Versuch an, sich dieses einfachen Mittels zu bedienen; jedenfalls wäre die hierdurch gebotene Möglichkeit, große Mengen von Seife zu sparen, gegenwärtig äußerst vorteilhaft.

Büchertisch.

— Dem deutschen Kronprinzen, der am 6. Mai d. J. seinen 34. Geburtstag im Felde beging, ist die neueste Nummer 3801 (Kriegs-Nummer 92) der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ (Verlag F. F. Weber, Leipzig) zum großen Teile gewidmet. Das Leben des Kronprinzen an der Front, sein liebenswürdiges Wesen, seinen vornehmen Charakter schildert Rudolf Presber in der die Nummer einleitenden feinsinnigen Würdigung „Der deutsche Kronprinz im Felde“. Sie ist durchaus auf persönlichen Eindrücken aufgebaut, die Presber bei wiederholtem Aufenthalt im Kronprinzlichen Hauptquartier in vertrautem Umgang mit dem Kronprinzen zu gewinnen Gelegenheit hatte. Gute Bilder und eine Fülle photographischer Aufnahmen vermitteln weiter die lebensgetreue Anschauung von der Tätigkeit des Kronprinzen im Felde. Weiter enthält die Nummer noch künstlerisch hervorragende Zeichnungen vom östlichen Kriegsschauplatz von Josef Correggio („Munitionstransport im Granatfeuer“) und von Kurd Albrecht („Vergebliche Vorstöße der Russen am Karocj-See“), vom Ballan von Albert Reich, von der Marine von R. Schmidt-Hamburg („Vorstoß in die Nordsee“), aus Tirol von R. Kargl („Patrouillengehecht im Hochgebirge“), eine mit mehreren Zeichnungen der Kriegsteilnehmer W. Partle und Carl v. Dombrowski ausgestattete Plauderei über „Pinsk, die Stadt der Sümpfe“ von Dr. B. Tornius, eine humorvolle Erzählung aus der Kriegszeit „Die Spionin“ von Siegfried Raeyer, einen aktuellen Beitrag über „Fleischversorgung im Kriege“ von Professor Dr. Alfred Manes und noch vieles andere.

— Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache von Professor Friedrich Kluge. Dritte Auflage. (Wissenschaft und Bildung.) 11.—15. Tausend. 151 Seiten. In Leinenband M. 1,25. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

— 1061. Band der bekannnten Roman- und Novellen-Sammlung Kürschners Bücherschatz (Hermann Hillger Verlag, Berlin-Leipzig): „Streitende Mächte, Roman aus den Bergen und andere Geschichten“, von Helene Kaff. Preis 20 Pfennig.

— „Die Feldbücher“ nennt sich eine neue Sammlung von Werken, die im Verlage Egon Fleischel & Co., Berlin, zu dem wohlfeilen Preise von M. 1.— für das gebundene Exemplar erscheint und den besonderen Bedürfnissen unserer Feldsoldaten Rechnung trägt. In gut leserlichem Druck, der auch bei düstlicher Beleuchtung die Augen nicht ermüdet, in handlichem Format, das gut in der Tasche unterzubringen ist, bringen die Feldbücher sorgfältig ausgewählte Beiträge hervorragender Autoren. Die erste Reihe bringt uns folgende Werke: Georg Hermann,

Der Guckkasten. Ein Bändchen alter und neuer Erzählungen. Auguste Paulsner, Der Tod des Löwen. Das Prag des siebzehnten Jahrhunderts umgibt mit seinem phantastischen Rahmen die Gestalt Rudolfs II., der, inmitten der politischen Zerrissenheit der Zeit, in seiner geschichtlichen Bedeutung und in all seinen Menschlichkeiten dargestellt ist. Rudolf Lindau, Die Stimme Allahs. Eine Zusammenstellung Arabaus feinsten Erzählungen, die auf dem Boden der uns verbündeten Tüfel spielen. Helene von Mühlau, Hauptmann Samtiel. Eine Erinnerung aus den guten Zeiten unserer Kolonialtätigkeit. Clara Viebig, Kinder der Eifel. Alfred Bod, Der Flurschütz.

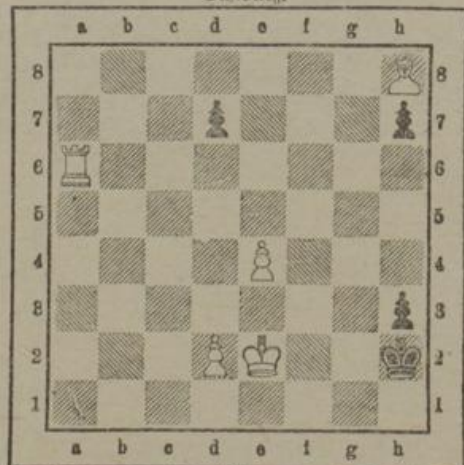
Ein neutrales Urteil über Deutschland und den Weltkrieg fällt der Doktor der Rechte an der Universität Madrid Eduardo L. Lorenz in seiner Schrift „La Guerra y el Derecho“. Diese vor kurzem im Verlage von Broschel & Co., Hamburg, in spanischer Sprache erschienene Arbeit hat durch ihre klaren, mit Aktenbelegen versehenen Ausführungen in weiten Kreisen des In- und Auslandes lebhaftes Interesse erweckt, sie ist daher auf mehrfache Anregungen hin ins Deutsche überlegt worden und trägt den Titel: „Der Krieg und das Recht“. Aus dem Spanischen überfetzt von Aug. Strube.

— Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands“ behandelt der neueste Band von Welhagen & Klasing Volksbüchern (Leipzig; Preis 60 Pfg.), den Alfred Geiser schrieb. Die Kenntnis von dem Ursprunge und der Verbreitung des deutschen Volkstums, von der Bedeutung und Eigenart der Vor- und Außenposten des deutschen Volkes im fremden Lande ist bei uns im allgemeinen recht gering. Hier möchte diese kleine Schrift aufklärend und belehrend eingreifen. Sie gibt in großen Strichen ein Bild von Land und Leuten in den Ostseeprovinzen Rußlands, die durch die Eroberung Kurlands durch unsere braven Truppen eine für uns bisher ungeahnte Bedeutung erlangt haben. Der Text erläßt eine anschauliche Erläuterung durch bunte und einfarbige Abbildungen.

— Novellen und Legenden aus verklungenen Zeiten. Von Professor Dr. Th. Viri. 318 Seiten mit 6 Tafeln. Gebunden M. 3.—. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

— Das Buch der Liebe. Roman von Marie Eugenie delle Grazie. Preis 3 Mark (Kronen 4.50). Ullstein & Co. Berlin-Wien. Das Werk der Wiener Dichterin delle Grazie hat Anmut und Innigkeit, es hat gedämpfte Formen und ist doch erschütternd in seinem reinen, besetzten Ton. Voll und weich sind seine Stimmungen, die frommen Glauben und bange Sehnsucht umfassen, Pingabe und Heimweh, den Jubel und den Schmerz der Witterschaft, Trauer und neues Hoffen und aus dem tief empfundenen Roman einer Ehe hinüberführen in die Zeit. Der Silberglanz weißer Blüten ruht auf den bräunlichen Szenen, das Silberlicht des Mondes überflutet den Garten der Willa, die, am Gang des Wiener Waldes gelegen, das verschwiegene Glück des jungen Paares umfängt. Mit zart sinniger Andacht malt delle Grazie die Schönheit der sommerlichen Natur, mit künstlerischem Geschmac jede Einzelheit aus der häuslichen Welt des Weibes; ein Kristallglas, in dem Rosen stehen, ein Gemach, in dem ein schwacher Duft liegt, Kleider und Schmuck, Bänder und Spitzen. Harmonisch abgestimmt ist die sprachliche Form dieses Frauenromans, der in allem die hohe Kultur der österreichischen Erzählungskunst aufweist

Schach-Aufgabe.
Schwarz.



Weiß.
Weiß zieht und setzt in vier Zügen Matt.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Freitlich, Freitlich.